Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 142. **Montag** den 19. März 1900. **94. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 19. März.

Die ohne Noth und ohne ernste Besonnenheit von der Regierung begonnene, dann von den Obscurantenparteien in die Hand genommene und gegen den Willen, aber auch ohne ernstlichen Widerspruch der Regierung dicht vor ein der Mehrheit der Nation widerwärtiges Ende geführte **lex-Heinze-Action** hat eine parlamentarische Krisis zuwege gebracht, wie sie das deutsche Reich während seines dreißigjährigen Bestehens noch nicht erleben mußte. Man glaubte es nach der Freitagsitzung noch nicht aussprechen zu müssen, aber am Sonnabend Mittag wurde es unzweideutig klar: im Reichstag herrschte die Obstruction und heute muß sogar festgestellt werden, daß die Geschäftsstörung vorläufig siegreich gewesen ist. Die Ursache, die Schuld an dieser beklagenswerthen Erscheinung liegt formell wie materiell an den Mehrheits-, den lex Heinze-Parteien. Als am Donnerstag Dank ausgezeichneter Männerreden, deren zündende Kraft die kunstfeindlichen Herren versehrte und deren Wirkung im Lande nicht zu bezweifeln war, die moralische Niederlage der lex-Heinze besiegelt war, da erinnerten sich die an Gründen bankerotten Parteien, daß sie etwas besaßen, was schwerer wiegt als die Raison: die Mehrheit. Sie machten, obwohl der Präsident abrieth und ihre nominellen Führer das Unrecht einsahen, rücksichtslosen Gebrauch von der numerischen Uebermacht. Der Schluß der Debatte wurde beantragt, und da das Haus beschlußunfähig war, am Freitag Morgen zu Beginn der Sitzung angenommen. War dieser Schritt bedenklich, so war das nicht minder ein zweiter desselben Tages, wo die Mehrheit einen Antrag, der aussprach, daß die (inzwischen angenommenen) §§ 184, 184a und 184b keine Anwendung finden sollten auf Productionen und Darstellungen, bei welchen ein höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft obwaltet, für unzulässig erklärte. Ernstgemeint oder nicht, der Antrag mußte schon deshalb für zulässig gelten, weil er festlegte, was, ohne Widerspruch zu finden, der bayerische Bundesrathsbevollmächtigte Graf Lerchenfeld Tags vorher erklärt hatte, daß nämlich die Bestimmungen der drei sogenannten Kunstparagraphen die Kunst gar nicht berühren sollten. Der Antrag konnte auch die Verwirrung bei den zur Auslegung berufenen Richtern nicht vermehren. Denn was in der vorausgesprochenen Debatte, hüben und drüben, über die Begriffe der Kunst, des Schamgefühls und der Sittlichkeit vorgebracht worden, war dermaßen widerspruchsvoll, daß kein Richter der Welt eine Ansicht über den Willen des Gesetzgebers daraus hätte schöpfen können; gerade die Centrumsredner hatten verrathen, daß sich Jeder etwas Anderes als die Anderen dachte. Nach dieser Richtung brachte nun freilich der Abg. Gröber Klarheit über den Willen des Centrums. Er meinte: Gleiches Recht für Alle, ob künstlerisch oder nicht, die drei Paragraphen gelten. Diese Erklärung machte die neuen Gesetzesbestimmungen nicht schmackhaft und bewirkte — man konnte den Eindruck leicht feststellen —, daß die nunmehr systematisch einsetzende Verhinderungstaktik der Socialdemokratie und des Freisinns von gemäßigten Abgeordneten zwar selbstverständlich nicht gebilligt oder gar mitgemacht, aber begreiflich gefunden wurde. Der Erfolg der Obstruction ist allein den Mehrheitsparteien zuzuschreiben. Diese Herren wollen dem Lande octroyiren, was das Land — die Centrumswähler in Niederbayern mögen ästhetisch vielleicht mit Herrn Roeren übereinstimmen — nicht will und was zum Theil auch die Regierung nicht will. Sie finden es aber nicht der Mühe werth, das Bischen Kraft einzusetzen, das nöthig ist, ihre thatsächlich vorhandene parlamentarische Mehrheit zur Geltung zu bringen. Die lex Heinze-Mehrheit macht für sich ein beschlußfähiges Haus. War sie zur Stelle oder war, da die Nationalliberalen an der künstlichen Herbeiführung der Beschlußunfähigkeit sich nicht betheiligten, nur eine starke Mehrheit der Mehrheit zur Stelle, so war am Sonnabend Alles in ihrem Sinne erledigt. Die Herren vom Centrum und die conservative Partei fehlten aber in Stärke bis zu 130 Mann. So war es der Linken ein Leichtes, durch nicht ernstgemeinte und jedenfalls aussichtslose Zusatzanträge lange ermüdende Debatten herbeizuführen und schließlich durch das Verlangen nach namentlicher Abstimmung die Beschlußunfähigkeit feststellen zu lassen. Auch eine sehr zeitraubende geheime Verhandlung über einen Antrag, gegen den schließlich die große Mehrzahl der socialdemokratischen Antragsteller selbst stimmte, fehlte nicht in der Reihe der Unternehmungen, die die Linke im Vertrauen darauf, daß der Rechten die „Sittlichkeit", „Keuschheit", „Unverdorbenheit des Volkes" u. s. w. auch nicht das kleinste Opfer werth sei. Die Linke hat richtig gerechnet, der Präsident hat vor der Obstruction, wie man ganz zutreffend sagt, „capitulirt", die lex Heinze ist von der Tagesordnung abgesetzt, heute wird die Etatsberathung wieder aufgenommen. Der Festsetzung der Tagesordnung ging ein unerhörter Skandal voraus, der selbst dem kaltblütigen Präsidenten Grafen Ballestrem eingestandenermaßen die Ruhe raubte. Man verurtheilt die vom Reichstage zum ersten Male betriebene Obstruction als einen Angriff auf die Grundlagen der parlamentarischen Einrichtung. Dem schließen wir uns vorbehaltlos an: ein Parlament negirt sich, wenn ein Theil desselben systematisch endgiltige Beschlußfassungen verhindert. Noch schlimmer für das Parlament und für das Staatsganze aber ist es, wenn man eine Obstruction spielend Erfolge erringen läßt, wenn eine compacte Mehrheit vor einer Minderheit aus Trägheit die Segel streicht. Wäre die Rechte auf dem Platze geblieben und hätte ihrerseits die kleine geschäftsstörende Minderheit ermüdet, statt sich von ihr ermüden zu lassen, so hätte nach weiter zwei, drei Tagen die Linke von ihrer Verschleppungstaktik abstehen müssen. So aber erscheint die Socialdemokratie als Siegerin in einem Kampfe, der ihr, wenn nicht Anhänger, so doch wohlwollende, um nicht zu sagen dankbare Beurtheiler in den Kreisen höchster Intelligenz, also das zubringt, was sie, wie der Abg. Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst sehr treffend bemerkte, mit allen diesen aufregenden Manövern bezweckt. Der Freisinn, der ähnlich speculirt, wird natürlich leer ausgehen. Herr Richter hat sich sehr bemüht, als Syndicus der Obstruction das Augenmerk auf sich zu lenken, aber er und seine Partei nehmen sich so winzig neben den eigentlichen Acteuren, den Socialdemokraten, aus, daß man in Kunst und Literatur um ihr Protectorat sich nicht bewerben wird. Außerdem hat das Centrum schon die Stirn gerunzelt. Der Bundesrath ließ in diesen zwei Tagen so gut wie nichts von sich vernehmen. Ein Commissar machte die Anstrengung, sich gegen den socialdemokratischen Antrag, betr. die Anwendung des Paragraphen vom Groben Unfug auf die Presse (und Kunst), zu erklären. Dazu war ein dringendes Bedürfniß nicht vorhanden. Der Antrag war nicht ernst gemeint und konnte in dem Rahmen dieser lex niemals auf eine Mehrheit rechnen. Die Regierung hat also das Wort wohl nur ergreifen lassen, um dem Abgeordneten Prinz Hohenlohe ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß er den ganzen Gesetzentwurf für bedenklich ansieht, also „von dem Urtheil der verbündeten Regierungen entschieden abweicht". Diese einzige Aeußerung, zu der man sich vom Bundesrathstisch entschloß, rechtfertigt die Erwartung nicht, die Regierungen würden in ihrer Mehrheit das Gesetz wegen des Theaterparagraphen ablehnen, eine Entscheidung, die ihnen, wie nicht zu verkennen, nach den Reichstagsvorgängen der letzten Tage schwerer als unter anderen Umständen fallen müßte. Das Zurückweichen vor der Socialdemokratie, das mit der Ansetzung der Etatsberathungen bewirkt wurde, wird die Folge haben, daß im Reichstage vor Ostern wichtige Entscheidungen nicht mehr fallen können. Ein beschlußfähiges Haus kommt darum vor Schluß der Festpause sicher nicht mehr zusammen. Das Fleischbeschaugesetz muß also liegen bleiben.

Die Meldung der „Nordd. Allg. Ztg.", daß der Kaiser die von landwirthschaftlichen Vereinigungen an ihn gerichteten Telegramme in Sachen des Fleischbeschaugesetzes ohne Antwort gelassen habe, ist von der conservativen Presse ruhig hingenommen worden. Die „Deutsche Tagesztg." aber kann ihrem Grimm nicht verbeißen, und da sie sich scheut, ihn an dem Oberhaupte des Reiches auszulassen, so läßt sie ihn an dem **Reichskanzler** aus. Sie schreibt nämlich:

„Welche landwirthschaftliche Vereinigung, außer dem deutschen Landwirthschaftsrath und der schlesischen Landwirthschaftskammer, sich an Se. Maj. den Kaiser gewandt habe, wissen wir nicht. Wir glauben aber zu wissen, daß man in diesen Kreisen eine Antwort nicht erwartet hat. Die officiöse Note war also durchaus unnöthig. Was sie aber bezweckte, das liegt auf der Hand. Wir sind trotzdem nicht geneigt, sie tragisch zu nehmen, da wir wissen, wer die Veröffentlichung veranlaßt hat. Während so Se. Maj. der Kaiser dadurch, daß er die Telegramme unbeantwortet läßt, sich vollständig in dem constitutionellen Rahmen hält, hat der Reichskanzler, wie unwidersprochen durch die Zeitungen gegangen ist, es für angezeigt erachtet, während der schwebenden Verhandlungen zu erklären, daß er niemals seine Unterschrift einem Fleischbeschaugesetz, wie es der Reichstag in zweiter Lesung beschlossen hat, geben werde. Dieser Gegenüberstellung brauchen wir keine Kritik beizufügen; sie spricht für sich. Was gesagt werden muß, das wird sicherlich entweder bei der dritten Lesung des Fleischbeschaugesetzes oder vielleicht schon, was unseres Erachtens zweckmäßiger wäre, bei der dritten Lesung des Etats gesagt werden."

Wenn Fürst Hohenlohe ein schneidiger Redner wäre, so fände er bei der ihm hier angekündigten Anzapfung günstige Gelegenheit zu einer gründlichen Abfertigung der Bundesführer, die so oft und so stürmisch nach einem „starken Manne" gerufen haben, der an die Stelle des Fürsten treten solle. Der jetzt gegen diesen geschleuderte Vorwurf beweist, was jener Ruf zu bedeuten hatte. Nicht einen Mann, der nach allen Seiten seine Stellung zu wahren weiß, verlangen die Rufer, sondern einen Dienstmann der Bundesleitung, der nichts denkt und thut, als was ihm seine Auftraggeber befehlen, diese Befehle aber mit der ganzen Rücksichtslosigkeit und „Ursprünglichkeit" vollstreckt, die sich in den letzten Sitzungen des Reichstags durch die Zwischenrufe „Maul halten!" bekundete.

Wieder ist ein ansehnliches **deutsches** Gemeinwesen an die **Tschechen** verloren worden. Die Stadt Litten, eine seit Jahrhunderten blühende deutsche Stadt, kommt in tschechische Verwaltung; der Schulrath ist tschechisch; es folgt die Schule und in einer Generation sind Stadt und Umgebung slawisch geworden. Seit 20 Jahren sind, vom kleinen Ortgemeinden abgesehen, mehr als 10 Städte Mährens an die Tschechen verloren worden, und es sind dies nicht unbedeutende Orte, sondern Mittelpuncte gewerblichen Lebens, der Sitz großer Fabriken. Im Ganzen handelt es sich um eine verlorene Bevölkerung von mehr als 100 000 Seelen. Weitere Orte sind bedroht, und die begehrlichen Blicke der Slawen richten sich bereits auf Olmütz und sogar auf Troppau. Schwerer aber als der Verlust der einzelnen Orte wiegt es, daß die hergestellte deutsche Brücke von Schlesien gegen die österreichischen Alpenländer zerstört wird und Böhmen durch ein immer einheitlicher werdendes Sprachgebiet mit den östlichen Slawen in Verbindung tritt. Viel Schuld trägt an diesen betrübenden Verhältnissen die Verwaltung, die Agitation von Geistlichen und Beamten, am Gefährlichsten aber ist es für die Deutschen, daß sie einem fanatisirtem Volk gegenüberstehen, in das die Idee der Vorherrschaft der Slawen gepflanzt wurde und das nun für diese Idee Opfer bringt, wie sie anderwärts unbekannt sind. Vom Fürsten bis zum Bauer wird für nationale Zwecke gesteuert, und Niemand will oder kann sich ausschließen. So verfügt z. B. der tschechische Schulverein über mehrere Hunderttausende im Jahr, und jedenfalls über viel mehr als der allgemeine Deutsche Schulverein.

Ein **socialdemokratischer** Theatercoup des Herrn Millerand wird, wenn man den französischen Blättermeldungen glauben darf, zum 15. April, dem Eröffnungstermine der **Pariser Jubiläumsausstellung**, vorbereitet. Genosse Millerand würde an diesem Tage in seiner amtlichen Eigenschaft als französischer Handelsminister seine Rede zur Eröffnung der Jahrhundertausstellung in eine begeisterte Feier der socialdemokratischen Umsturzideen ausklingen lassen, und diese Rede würde auf das Proletariat aller Länder eine ähnliche Wirkung üben, wie s. Z. das Sturmgeläut der Kirchenglocke von Saint-Germain l'Auxerrois das Signal zu der Pariser Bluthochzeit gab. In den Kreisen der französischen Socialdemokratie setzt man auf dieses parteipolitische Pronunciamento des Genossen Millerand also ausschweifende Hoffnungen. Eigentlich sollte der Conseilspräsident Waldeck-Rousseau die Eröffnungsrede halten, da aber Genosse Millerand als Handelsminister der designirte Ausstellungsminister ist, so will er es sich nicht nehmen lassen, bei dieser Gelegenheit die Hauptrolle zu spielen. Die Heydemagogen des Umsturzes malen ihrer Zuhörerschaft den Eindruck, den die Millerand'sche Kundgebung auf die Capitalisten und Arbeitgeber der ganzen Welt machen werde, in den glühendsten Farben aus: „Es ist möglich und selbst wahrscheinlich", sagen sie, „daß bei der Rede Millerand's seinen Ministercollegen die Haare zu Berge stehen werden. Aber was thut das! Der Hieb hat dann gesessen und selbst wenn er den Rücktritt Millerand's nach sich zieht, haben wir den alleinigen Vortheil. Die Aera des Socialismus ist feierlichst eröffnet, und nachdem Millerand von der amtlichen Tribüne aus alles verkündet, was er auf dem Herzen trägt, wird er

Feuilleton.

31] **Hans Eickstedt.**

Roman in zwei Bänden von Anna Maul (M. Gerhardt).

Nachdruck verboten.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Wo nur ihn finden?

Ein rauher Wind fegte durch die Straßen und trieb seine Eiskrystalle vor sich hin, wie scharf wie Nadelspitzen das Gesicht trafen. Unter Gertrud's hastigen Schritten knisterte die von leichtem Frost erstarrte Oberfläche des Straßenschlammes. Eilende Fußgänger, Wagenrollen, schrilles Geläute der Pferdebahnwagen, Lärm und Treiben wie immer. Als wäre es ein Tag wie alle Tage. —

In seiner alten Wohnung nach ihm zu fragen —? Das lohnte kaum. Sein Verleger wohnte in Leipzig. Aber vielleicht im Schauspielhause —

Wo man sraglos Kenntniß seines Aufenthaltes hatte, mußte Gertrud wohl. Aber der Gedanke, das Martiny'sche Haus zu betreten, war ihr unüberwindlich.

In der Leipziger Straße trat Gertrud in eine Buchhandlung. Im Hintergrunde unterhielten sich zwei Herren aus dem Geschäft lebhaft und halblaut mit einem dritten im Mantel und Hut. Es dauerte eine Weile, bis ein blasser, blonder Jüngling nach vorn kam und nach dem Begehr der Dame fragte. Bei dem Namen Eickstedt zuckte es vergnüglich über sein Gesicht, doch erbot er sich höflich, im Kürschner nachzuschlagen. Der Chef wurde aufmerksam und kam näher, die anderen Herren folgten, und der Ausdruck ihrer Mienen sagte Gertrud deutlich, daß ihre Erkundigung dem Gegenstand ihres interessanten Gespräches galte.

Die Wohnung Doctor Eickstedt's — leider zur Zeit nicht anzugeben. Er sei verreist gewesen. Vielleicht würde die Dame im Bureau des Schauspielhauses Auskunft erhalten.

„Eickstedt, überall Eickstedt!" sagte der Herr im Mantel, als Gertrud den Rücken wandte.

„Ja, wir haben heute schon fünf Exemplare von seinen neuerschienenen Novellen verkauft. Wer kauft sonst Novellen, frage ich Sie? Außer etwa in der Weihnachtszeit."

Der Herr im Mantel lachte. „Bei Damen macht er sein Glück als gefährlicher Wüstling."

„Ich sag's Ihnen, die Geschichte kommt ihm zu Statten", behauptete der Chef. „Er könnte sie sich selbst geschrieben haben. Keine bessere Reclame als 'ne anstößige Liebesgeschichte."

„Hm, für den Augenblick", meinte der Andere. „Unser Publicum ist und bleibt prüderie."

„Aber es schämt sich dessen."

„Ein Franzose dürfte ihm ganz andere Dinge bieten. Einem Deutschen können sie den Hals brechen."

Mit dem Gefühl, daß spöttische Männerblicke ihr folgten, verließ Gertrud den Laden. Es war ihr gleichgiltig. Alles auf der Welt war ihr gleichgiltig. Sie sah den geliebten Mann wie einen verurtheilten Verbrecher in der Arena, nackt und bloß, den wüthenden Bestien gegenüber, die nach seinem Blute lechzten, umringt von einer jauchzenden, johlenden Menge, die das seltene Schauspiel nicht erwarten kann, den edlen Leib zerfleischt und blutend über den Sand schleifen zu sehen. Und sie allein neben ihm — sie allein gegen alle Welt — bis zu seinem letzten Athemzuge — dem seinen und dem ihren.

Sie fragte sich nach dem Bureau des Schauspielhauses durch und erhielt dort wirklich Auskunft, in gleichgiltigem Geschäftston. Doctor Eickstedt wohnte in der Dorotheenstraße bei Frau Kanzleirüthin Neumann.

Jetzt stand sie an der Thür, an die er seine Karte geheftet, läutete und fragte das Dienstmädchen, das ihr öffnete, ob er zu sprechen sei. Nein, Herr Doctor wären ausgegangen. Sie wüßte nicht, wann er nach Hause käme. Ob die Dame ihr einen Auftrag hinterlassen wolle?

Gertrud schrieb ein paar Worte auf ihre Karte und übergab sie dem Mädchen. Die Thüre schloß sich — Alles war vorbei.

Er konnte sie ja aufsuchen — sie konnte ihm schreiben — sie hatte das Gefühl, daß weder das Eine noch das Andere geschehen würde.

Sie fing an, die Treppe hinabzusteigen. Sollte sie wirklich so ganz unverrichteter Dinge den Rückweg antreten? — Auf dem nächsten Treppenabsatz stand ein Stuhl. Sie sank erschöpft darauf nieder. Hier wollte sie Eickstedt erwarten.

In dem Winkel, wo sie saß, fing es bereits an, dunkel zu werden. Sie rückte noch tiefer in den Schatten. Sie drehte den Kopf, wenn Jemand an ihr vorüberkam — daß es nicht der Erwartete war, hatte sie schon vorher gesehen.

Viertelstunden vergingen — halbe Stunden — Stunden — Es fiel Gertrud ein, daß Irmgard einst zu Haus gekommen, daß sie sich sein Zimmer hatte aufschließen lassen und ihn dort erwartet. Das hätte sie ja auch thun können. Sie hätte sich für Eickstedt's Schwester ausgeben können — mit vollem Recht. Oder nichts weiter zu erklären — vielleicht war ein Damenbesuch hier gar nichts so Erstaunliches. Irmgard hatte sich nicht an das unverschämte Gesicht der Wirthin gekehrt. War sie denn feiger? Was hatte sie denn zu fürchten? —

Nichts. Sie hatte einfach gar nicht an die Möglichkeit gedacht. Und jetzt konnte sie eben so gut hier warten.

Plötzlich erinnerte sich Gertrud des Briefes von Irmgard. Sie war von Hause fortgegangen, ohne ihn zu beantworten. Was schrieb sie doch? Sie wollte Gertrud besuchen, oder sie erwarten — im Kaiserhof. Ob sie heute dort zu finden wäre?

Würde sie vielleicht den alten Einfluß auf Hans haben? Sie, die er geliebt? — Aber was könnte sie ändern? Ihn retten? Sein Schicksal wenden? — Konnte sie ihn zu einem Anderen machen, als er war? — Dazu war es jetzt zu spät.

Wie ein Schatten huschte die Gestalt des Portiers die dunklen Treppen hinauf. Die Gasflammen brannten auf. Gertrud's Hände und Füße waren von Frost erstarrt, sie hatte kein Mittag gegessen. Ein Gefühl von Schwindel und Ohnmacht überfiel sie von Zeit zu Zeit. Wahrscheinlich kam Hans gar nicht mehr nach Hause. Es war halb sechs, um sieben fing das Theater an. Und was wollte sie überhaupt von ihm?

Trotzdem blieb sie. Es kamen jetzt verschiedene Personen treppauf, treppab. Aber kein Hans. Endlich merkte Gertrud, daß ihr Verweilen auffiel. Einen Herrn mit einer Dame in gelbem Theatermantel, der die Treppe herunterkam, hatte sie — vor wie langer Zeit entsann sie sich nicht — bereits hinaufsteigen sehen.

„Die lauert ihrem ungetreuen Schatz auf", sagte die Dame mit leichtfertigem Lachen zu ihrem Begleiter. „Sie hält den Revolver im Gewande — er mag sich in Acht nehmen."

„Den Revolver oder die Schneiderrechnung", muthmaßte der Herr, und lachend verschwand das Pärchen.

Gertrud raffte sich auf — sie schwankte wie eine Trunkene. Was hatte sie doch im Sinne gehabt? — Zu Irmgard nach dem Kaiserhof.

* * *

Halb wie im Traume hatte sie sich nach der Mohrenstraße zurechtgefunden und im Kaiserhof nach Herrn und Frau Dietjens gefragt. Ja, die Herrschaften wohnten hier. Herr Dietjens sei mal ausgegangen, aber die gnädige Frau zu Hause.

Eine Karte fand Gertrud noch in dem kleinen Skizzenbuche vor, das in ihrer Tasche zu stecken pflegte, und schickte den Kellner damit zu Frau Dietjens. Sie ließ Fräulein Pilgrim bitten, einzutreten.

Eine schlanke Gestalt in tiefschwarzem Schleppkleide eilte auf Gertrud zu, sobald sie in der Thür erschien, und umarmte sie stürmisch.

„Meine liebe — liebe, alte Gertrud!" und zwischen Lachen und Weinen küßte die junge Frau sie wieder und wieder. „Ich freue mich so sehr! Ich fürchtete, Du hättest meinen Brief nicht bekommen, aber mich ganz vergessen. Erzähle mir von Dir — und von Hans — ist er hier?"

„Ich weiß nichts — so gut wie nichts von ihm, Irmgard. Und das Wenige ist nichts Gutes."

„Nichts Gutes!" wiederholte die junge Frau gedehnt. „Komm, setz' Dich nieder. Wir wollen ins Theater. Du geht's doch auch? Eine knappe halbe Stunde noch", überzeugte sie sich, eine kleine, brillantenbesetzte Uhr zu Rathe ziehend. „Fred kann jeden Augenblick kommen. Also — da wir noch unter uns sind —"

Sie besann sich einen Augenblick, sprang an die Thür und drehte rasch den Schlüssel im Schloß. „So — um Ueberraschungen vorzubeugen", lachte sie. „Wir sind ja ganz alte Freundinnen und dürfen unsere Geheimnisse haben."

Wie sie in dem blassen Licht der Ampel über den dicken Teppich des eleganten Zimmers schritt, ward es ganz deutlich, was Gertrud im ersten Augenblick aufgefallen: Die junge Frau sah leidend aus, schmal und durchsichtig blaß. Das goldene Haar war dünn geworden, die jugendliche Fülle und Rundung der Formen geschwunden. Auch die großen, glänzenden Augen waren im Ausdruck verändert. Wie Sonnenblitze aus zartem Gewölk brach der alte kindliche Uebermuth durch den rührend gedämpften Ernst der Grundstimmung. Gertrud fühlte, daß die Seele des jungen Geschöpfes von des Lebens Schmerzen und Erfahrungen bereits tief berührt worden, sie vermochte ihr nicht mehr gram zu sein, ein Zug schwesterlicher, mitleidiger Innigkeit entsprang in dieser Stunde und brachte sie ihr näher als je zuvor.

Irmgard war viel zu sehr von anderen Gedanken erfüllt, um ähnliche Beobachtungen über Gertrud's Aeußeres anzustellen.

„Du trägst Trauer?" fragte diese, als Beide neben einander saßen.

„Um meinen Bruder", nickte Irmgard. „Im April ist er gestorben."

„Du siehst aus, als wärest Du krank gewesen, liebe Irmgard."

„Ach, das weißt Du noch nicht. Freilich, sehr krank, viele Wochen. Es fehlte ganz wenig daran, daß es mit mir auch zu Ende ging. Ich glaube, ich erhole mich mein Leben lang nicht davon."

„O, Du wirst Dich erholen. Was war es?"

„Was es war?" wiederholte Irmgard bitter. „Was so vielen Frauen Leben und Gesundheit kostet. Ein Kind — das kommen sollte — zum Glück nicht zur Welt kam."

„Wie, zum Glück?" fragte Gertrud betroffen.